



Das größte Strohballenhaus Deutschlands wurde in Sieben Linden errichtet, mit Engagement und Spaß.
Fotos (2): Ökodorf Sieben Linden

senschaftlichen Grund- und Hausbesitzes: Neben dem Freundeskreis Ökodorf e. V. gibt es die Siedlungsgenossenschaft Ökodorf e. G. Sie fungiert als oberste Selbstverwaltungseinheit im Dorf. Die Erwachsenen in Sieben Linden sind Mitglieder dieser Genossenschaft und zahlen nach Selbsteinschätzung monatlich für Wasser, Strom, Brennholz und die Nutzung der Gemeinschaftsräume. Zudem existiert noch die Wohnungsgenossenschaft Sieben Linden e. G. Der Verein „Freie Schule Altmark e. V.“ betreibt den Waldkindergarten in Sieben Lin-

den. Kinder werden finanziell von allen getragen. An einer gemeinsamen Haushaltskasse beteiligen sich zirka 80 Prozent der Bewohner.

Neue Bewohner sind willkommen. Voraussetzung: Interesse an einem ökologischen Lebensstil, Bereitschaft zur inhaltlichen Auseinandersetzung, eine Idee, wovon man im Dorf leben will, und mindestens 11.000 Euro Genossenschaftsanteile. Weitere Infos: www.oekodorfylinden.de

Michael Siano



Leben auf dem Land

Gelb blüht der Raps – für Futter, Speiseöl oder Biodiesel?

Gemüseprobleme und offene Türen

Auf dem Land sind alle kauzig, heißt es. Auf dem Land findet man Einkehr, sagt man. Auf dem Land ist es so ruhig und einsam, dass man zusehen muss, ob man es da aushält.

Der Tau liegt noch auf der Gerste. Grüne Wellen bewegen sich bei jeder Windböe über das Feld, als wär's ein Fußballstadion voll jubelnder Halme. Hinter einem lang gestreckten Schweinestall, der auf einem Hügel steht, steigt die Sonne als großer gelber Ball steil gen Himmel. Mein schwarzer Mischlingshund tut sich schwer, innerhalb seines Hundeleinenradius einen Platz für sein Geschäft zu finden, das Gras am Wegesrand überragt das große Tier und die Zuckerrüben auf dem Feld stehen schon so dicht, dass es kaum eine Pfote dazwischen setzen kann, geschweige denn einen Haufen. Ein Sommermorgen auf dem Land. Hier sagt man „Moin“, wenn man jemanden trifft und

„Guten Tach“, wenn es ein Fremder ist oder jemand aus dem Neubaugebiet. Auf dem Land sind alle kauzig, heißt es. Auf dem Land findet man Einkehr, sagt man. Und auf dem Land ist es so ruhig und einsam, dass man zusehen muss, ob man es da aushält.

Aushalten in Omas Häuschen

Was wissen die Städter, die vom kleinen Hof mit Fachwerkhaus träumen, schon davon, wie es wirklich ist, so zu leben? Jetzt. Nicht irgendwann später mal. „Ich muss ausprobieren, ob ich dort wieder leben kann“, hatte ich einer Freundin in der Stadt gesagt, bevor ich aufs Land zog: „Es macht doch sonst

keinen Sinn, Omas Haus zu behalten, wenn ich es da nicht aushalte.“

Nun kann ich also damit anfangen, der Stille zu lauschen, Ostfriesentee zu kochen, die Zeitung zu lesen. Doch am Gartentor stelle ich fest: Die Zeitung ist weg. In meiner Küche treffe ich auf Peter. „Moin“, sage ich und „is was?“ und will wissen, weshalb er da sitzt, morgens um Viertel nach acht und meine Zeitung liest. „Nee, is nichts“, sagt Peter und meint die Todesanzeigen. Nachbar Peter ist es gewohnt, durch die Hintertür hereinzukommen, ohne zu prüfen, ob vorne einer aufmacht: „Nee, is nichts“, sagt er nochmal, blättert um, guckt mich an und fragt: „Weißt du, wann Gerdas Mutter drin steht?“

Solange ich denken kann, wohnt Peter zwei Häuser, also ein paar hundert Meter, weiter. Er ist fast achtzig und er hat durchaus eine eigene Zeitung. Weil es aber zwei Lokalzeitungen im Landkreis gibt und Peter zu sparsam ist, um beide zu abonnieren, macht er sich nach der Lektüre der einen Zeitung auf den Weg, um irgendwo in der Nachbarschaft die zweite zu lesen, damit ihm nichts entgeht. Er forscht vor allem nach Todesanzeigen. „Heute ist nichts“, sagt er und „ich geh dann mal“ und das tut er, unprätentiös zur Hintertür hinaus, so wie er gekommen ist. Ich schalte den Wasserkocher ein, füttere den Hund, schaufele die Ostfriesenmischung in den Filter und gieße den Tee auf. Ich bin wieder da. Hier, in der niedersächsischen Geest, wo sich weit verstreut die Höfe in die Landschaft kuscheln, wo einsame Briefkästen im Winter zufrieren, so dass man die Klappe aufhebeln muss, bevor ein Brief hineinpasst und wo die Dorfbewohner die flache Hand recht niedrig vor sich halten und dazu „ich kannte dich ja schon, als du erst so groß warst“ sagen.

Zu viel ist Standard

Ich schlage die Zeitung auf und freue mich über die Meldungen im Lokalteil: Ein Blumenkübel ist gestohlen worden. In der einzigen Diskothek im Umkreis von zwanzig Kilometern findet ein Tischfußballturnier statt. Im Nachbarort gibt es abends eine Bürgerversammlung, um den gemeinsamen Protest zu organisieren: Man wolle auch endlich schnelle Internetanschlüsse, heißt es. Der Versammlungsort: die Reithalle, denn die Dorfkneipe hat vor einigen Jahren Pleite gemacht.

Es klopft an der Hintertür. Eine Nachbarin steht da.

„Deine Mutter hat gesagt, ich soll mir Tomaten holen.“

„Ja“, sage ich, „weiß ich, die Kisten stehen in der Scheune. Nimm mal mit, ist wieder viel zu viel von da.“

Zu viel ist Standard. Landfrauen haben ständig mit Gemüseproblemen zu kämpfen. Ein städtischer Kleingärtner mag manchmal unter zu fleißigen Zucchini-Pflanzen leiden oder eine überdurchschnittliche Sauerkirschenernte haben – auf dem Land sprengen Obst- und Gemüseernten alle auch für große Familien vorstellbaren Dimensionen. Wenn immense Überschüsse an Salatgurken, Mangold, Schwarzwurzel oder Rote Bete reifen, parieren die Landfrauen mit allen erdenkli-

chen Techniken: wochenlang Stachelbeeren einmachen, Gefriertruhen füllen, backen, kochen, trocknen, die sozialen Drähte heiß laufen lassen, um zu verkaufen und zu verschenken. Nur eins geht nicht: einfach weniger anzubauen. Ich habe nie verstanden, weshalb. Vielleicht weil sie es als persönlichen Makel empfinden, so rein mengenmäßig einfach nur genug von etwas zu haben. Oder weil man mit einem Gemüseproblem nie allein ist, sich nie der Stille auf dem Land aussetzen muss.

Nachbar Jan brummt auf seinem Mähdrescher vorbei, als Tante Irmgard hereinschaut: „Haste den Jan eben gesehen?“ Ich nicke.



*Das alte Bauernhaus erfordert viel Arbeit, der Hund hat viel Auslauf.
Fotos (2): Regina Bartel*

„Du, die hatten sich ja gestern wieder inne Plünnen.“

„Weiß ich“, sage ich und ergänze, „der Wind stand günstig.“

Jedes Wort habe ich verstanden vom über hundert Meter entfernten Geschrei auf dem Nachbarhof. Jan und Kerstin streiten sich seit Jahren. Sie sind der Nachbarn liebstes Klatsch- und Tratsch-Thema. In der Stadt hätte ich ein zänkisches Paar in der Nachbarschaft spannend gefunden, vielleicht auch mal die Polizei gerufen. Aber hier? Hier stehen die Häuser weit auseinander, aber die Menschen stehen sich näher: Mit Jan habe ich als kleines Kind gespielt, Wettrennen mit Steckenpferden ausgetragen und weil er keinen eigenen Opa hatte, habe ich ihm großzügig erlaubt, meinen mitzubutzen.

Ich wimmele Tante Irmgard, die gerne ausführlich ergründen würde, warum der Jan

die Kerstin nicht vor die Tür setzt, mit ein paar Sätzen über das Wetter ab und schiebe dringende Arbeiten am wuchernden Gemüse vor, um meine Ruhe zu haben.

Doch Peter steht schon wieder unangekündigt mitten im Zimmer: „Sag mal, ob ihr wohl auch noch die Zeitung von gestern habt? Meine Frau meint, dass Gerdas Mutter vielleicht da drin steht.“ Nein, auch da keine Spur von einer Todesanzeige für Gerdas Mutter. Ich habe Peters Frau in Verdacht, ihn mit sinnlosen Aufträgen auf die Straße zu schicken, damit er jemanden zum Schnackchen findet und sie selbst allein und in Ruhe ihren Tee trinken kann.

Wenn es richtig dunkel wird, hat man endlich Ruhe

Wahrscheinlich gelingt es ihr nicht, weil ein anderer Landmensch, der die Stille meidet, ihr dringend von seinem Gemüseproblem erzählen muss. Und hier, auf dem platten Land, telefonieren die Leute nicht, sie kommen vorbei. Sind plötzlich da. Und erst am Abend wird es wirklich ruhig, wenn sie die Rollos herunterlassen und die Fernseher einschalten, ist niemand mehr auf der Straße. Um zwölf gehen sogar die Straßenlaternen aus. Dann ist es richtig dunkel. Dunkelheit ist etwas ganz Besonderes, die gibt es in der Großstadt wirklich nicht. Großstädter fahren in Urlaub, um das zu erleben. Doch mitten in Norddeutschland gibt's das einfach so zum Wohnen dazu. Auf einem Hügel hebt sich deutlich die vom Mond matt ausgeleuchtete Silhouette meines gekrümmten Hundes ab: Kackender Hund im Mondlicht, das ist sie, die vollkommene Dorf-Romantik.

Regina Bartel